Breslauer Beobachter.

№. 2. **Ein Unterhaltungs-Blatt für alle Stände.** 1845.

Sonnabend, den 4. Januar.

Der Breslauer Beobachter erscheint wöchentlich vier Mal, **Dienstags, Donnerstags, Sonnabends** und **Sonntags**, zu dem Preise von **vier** Pfg. die Nummer, oder wöchentlich für 4 Nummern **Einen** Sgr. **vier** Pfg., und wird für diesen Preis durch die beauftragten Colporteure abgeliefert.

Insertionsgebühren
für die gespaltene Zeile oder deren Raum nur 6 Pfg.

Eilfter Jahrgang.

Jede Buchhandlung und die damit beauftragten Commissionaire in der Provinz besorgen dieses Blatt bei wöchentlicher Ablieferung zu 20 Sgr. das Quartal von 52 Nummern, sowie alle Königliche Post-Anstalten, bei wöchentlich viermaliger Versendung zu 22½ Sgr.

Annahme der Inserate
für Breslauer Beobachter bis 5 Uhr Abends.

Redaction und Expedition: **Buchhandlung von Heinrich Richter**, Albrechtsstraße Nr. 6.

Die Ahnfrau
auf
Schloß Greiffenstein.

(Vaterländische Sage.)

(Fortsetzung.)

Der Knappe brachte einen gebratenen Auerhahn von so schönem Ansehen, daß die ganze Begierde der Eßlust in Hugo rege wurde und an diesem sich nun reichlich zu entschädigen gedachte. Doch, indem er sich sogleich selbst daran machen wollte, ihn zu zerlegen, siehe — da erhob sich der verstümmelte Vogel und flog zum Fenster hinaus; mit Erstaunen und offenem Munde sahen Alle ihm nach. Da saß nun Hugo abermals mit leerem Teller und sah die beiden andern Ritter an, die sich ihre Portion Schinken noch wohl schmecken ließen. Endlich ergriff er ein Stück Brod, um sich wenigstens daran seinen Hunger zu stillen, doch auch dies war in Stein verwandelt. Wüthend griff er nun nach einer Flasche, sich mit einem Humpen Wein zu erquicken, doch dieser war im Augenblick in trübes Pfützenwasser verwandelt. Er nahm die zweite Flasche, in der Hoffnung, daß diese besser sein würde, allein wie er den Kork herauszog, sprützte ihm der Wein brausend ins Gesicht und zerbiß ihm die Augen so, als wenn die Flasche mit der schärfsten Flüßigkeit angefüllt gewesen wäre.

Nun wünschten auch die beiden andern Ritter, da sie sich des köstlichen Tranks beraubt sahen, der Ahnfrau den Teufel auf den Hals und gaben ihr alle möglichen Spottnamen, in welche Verwünschungen der hungernde Hugo tobend einstimmte. In diesem Augenblick wurde allen Dreien der Stuhl mit solcher Gewalt unter dem Leibe weggerissen, daß sie sogleich auf dem Fußboden saßen und von diesem plötzlichen Falle eben keine sanfte Empfindung an den breitesten Theilen ihres Körpers empfanden, sondern Ach und Weh schrieen. Zugleich schien es, als ob auch der ganze Tisch sich erheben und über sie herfallen wolle. Die beiden Knappen sprangen hinzu, ihn zu halten, rannten aber darüber mit den Köpfen so an einander, daß es schallte und sie, Billardbällen gleich, wieder auseinanderstoben. Kurz, die Verwirrung und Furcht ward allgemein. Um sie zu vermehren, waren die Kerzen verlöscht. Wie an den Boden gefesselt, konnte sich keiner bewegen, keiner um Hülfe rufen. Da schlug endlich die Mitternachtsstunde und mit dem letzten Schlage erhob sich ein furchtbarer Donner, gräßliche Blitze erhellten auf Augenblicke das finstere Zimmer und beleuchteten die drollige Niederlage. Es erfolgte noch ein Schlag, der, wie es schien, die ganze Burg zu zerschmettern drohte und mit seinem Verhallen stand die Ahnfrau, umgeben von ihrer glänzenden hellblauen Wolke, mit zornigem Gesicht und drohender Hand vor den Rittern. Es donnerte noch einmal, der Fußboden öffnete sich und alle Ritter und Knappen fielen in ein Gewölbe so unsanft hinab, daß die Rippen krachten.

Am andern Morgen hatten schon früh die übrigen Knappen, die sich still und ruhig betragen, auch von dem Burgvogt am Abend mit Essen und Trank erquickt worden waren, die Pferde zum Aufbruch gesattelt und wollten nun die Ritter abrufen. Man kam in das Zimmer, aber welch Erstaunen fesselte sie, als sie Tisch und Stühle umgeworfen, Teller, Schüsseln, Becher ꝛc. zertrümmert und umher zerstreut fanden, aber keine Ritter sahen. Man rief dem Burgvogt, erzählte ihm, was man gesehen, worauf dieser ruhig antwortete: ich habe es mir gedacht, daß es was setzen wird. Er ging nun selbst mit in das Zimmer und es war nicht anders, als wie die Knappen erzählt. Sich über die Verwirrung verwundernd, dastehen und darüber nachdenkend, wo die Ritter hingekommen sein möchten, hörte man endlich ein ängstliches Gewinsel von unten herauf ertönen, es wurde nachgeforscht und man fand endlich im untern Gewölbe alle fünf so zerschlagen, daß sie kaum aufzustehen vermochten, und doch, so elend sie waren, mochten sie nicht länger in der Burg bleiben, auch Hugo verlangte nicht mehr die Ahnfrau zu sehen. —

Ein andermal kam ein dicker Mönch mit wahrem Vollmonds-Gesicht aus dem Orden des heiligen Dominikus gegen Abend auf den Greiffenstein und verlangte ein Nachtlager um Gotteswillen, welches ihm auch gern und willig gegeben ward. Er gehörte aber zu derjenigen Klasse frommer Mönche, welche den Eid der Keuschheit schon vielmal verletzt und in dessen Umarmung so manches Beichtkind seine Unschuld verloren hatte, sich aber höchst fromm zu stellen wußte.

Beim Abendessen erbaute der scheinheilige Mönch mit seinen frommen Sprüchen und salbungsreichen Worten die ganze Tischgesellschaft, vorzüglich aber den alten Burgvogt, der schon nahe am Rande des Grabes umherschwankte, während dem er dessen jungen hübschen Frau verliebte lüsterne Blicke geschickt zuzuwerfen wußte, die auch nicht auf unfruchtbaren Boden fielen. Denn diese, noch jung und lebenslustig und mit dem alten Ehegemahl nicht zufrieden, hatte es mit der Treue eines ehrliebenden Weibes schon längst nicht mehr so genau genommen.

Diese Frau begab sich nach Tische in die Kuchel, um die nöthigen Geschäfte vollends zu besorgen. Der keusche Mönch schlich ihr nach und binnen wenigen Minuten wurden sie einig, daß sie ihm in die blaue Kammer, worin er sich das Nachtlager ausbitten würde, sobald ihr Alter in Schlaf versunken, nachkommen wolle. Anfangs entsetzte sie sich zwar, aus Furcht vor der Ahnfrau, dahin zu gehen, als ihr aber der fromme Mönch versicherte, daß grade diese Kammer die allersicherste sei, um nicht überrascht zu werden und daß einem frommen Mönche, wie er, der seine Ordensregeln treu erfüllt, weder die Ahnfrau, noch die ganze Hölle etwas anzuhaben vermöge, so verließ sie sich auf dessen Worte und sicherte ihm den Besuch zu.

Von dieser Zusage zurückgekommen, lenkte nun der Mönch das Gespräch auf die Ahnfrau und meinte, daß dieselbe doch irgend etwas drücken müsse, deshalb sie keine Ruhe finden könne. Wüßte ich — fuhr er in seiner Rede fort — daß ich durch mein frommes Gebet der Ahnfrau helfen könnte, so wollte ich dies gerne thun, auch in der blauen Kammer übernachten, vielleicht entdeckte sie mir, was sie beunruhigt.

Burgvogt. Das wollt ich Euch doch nicht rathen, man kann nicht wissen, wenn Ihr auch ein Frommer seid, aus welcher Ursache sie Euch dennoch übel begegnen könnte.

Mönch. Mir, einem Gott geweihten Mönch, kann sie kein Leid zufügen, dafür seid ohne Sorgen. An mir hat jeder böse Geist keine Macht. Ich will also in der blauen Kammer übernachten; es ist Pflicht für mich, zu versuchen, die arme Seele zu erlösen.

Burgvogt. So Ihr meint und dazu Beruf in Euch fühlt, so mag's wohl sein. Doch, frommer Vater, die Gefahr ist groß, in die Ihr Euch begebt, ich warne Euch nochmals.

Mönch. Für mich giebt es keine Gefahr, vor meiner Gott geweihten Kutte fliehen alle bösen Geister, und da die Ahnfrau noch zu den guten Geistern gezählt werden kann, so habe ich um so weniger zu fürchten. Geleitet mich also hin, gebt mir eine geweihte Kerze aus der Kapelle mit und ich will sehen, was ich schwaches Werkzeug Gottes auszurichten vermag.

Die Wanderung wurde angetreten, bei der Thüre aber angekommen, empfahl sich der Burgvogt, dem Mönch eine glückliche Verrichtung wünschend. Wie dieser die Thüre öffnete, brauste ihm ein gewaltiger Windstoß entgegen, der sein Licht zu verlöschen drohete, doch dasselbe schnell mit seinem heiligen Ordensgewande bedeckend, erhielt er es und zündete alsbald die geweihte Kerze an.

Mit Sehnsucht erwartete er nun die hübsche Petrina, so hieß die junge Frau des alten Burgvogts und dachte an die Ahnfrau gar nicht und zwar um so mehr, da er nicht den geringsten Unfug sah und hörte. Auf einmal überfiel den guten Pater ein brennender Durst und indem er seine Augen erhob, sah er auf einem Nebentische eine kristallene Flasche, in welcher der Wein ihm golden entgegenblinkte, auch einen silbernen Becher daneben. Er glaubte, daß dies nur von ohngefähr dastünde, und trat sonder Arg hinzu, um sich zu laben und seine lechzende Zunge zu erquicken. Doch, wie stutzte er, als Flasche und Becher

vor seinen Blicken verschwand und statt dessen eine hochaufgethürmte Schüssel voll Salz nebst hölzernem Löffel dastand.

Ein Späßchen von der Ahnfrau — sagte er — o glaube nicht, daß ich mich vor dir fürchte, du hast dadurch nur meinen Zorn gereizt, komme nur her, mein Bannfluch soll dir bald ein Quartier anweisen.

Mit diesem Vorsatz rückte er den Tisch zum Bette, setzte sich gemächlich auf dasselbe und kaum war dies geschehen, so kam auch Petrina, die das Bedürfniß des Pater ahnend, eine Flasche Wein nebst einem Becher mitbrachte. Liebkosend mit einander wurde der Wein gemeinschaftlich getrunken. Aber kaum war die Flasche leer, als auch die Ahnfrau mit zürnendem Gesicht und drohender Hand vor ihnen stand. Petrina fiel bewußtlos auf das Bette zurück. Der Pater wollte seinen Bannfluch aussprechen, er wollte den Geist beschwören, aber er vermochte keinen Laut hervorzubringen; zitternd an allen Gliedern fiel er auf seine Knie, faltete die Hände, wollte beten, aber kein Wort entglitt seinem Munde.

In dieser Lage und Stellung fand sie beide noch der alte Burgvogt am andern Morgen, als er den Pater wecken wollte. Nicht wenig wunderte er sich, seine Frau hier zu finden, doch sich bald bedenkend, aus welcher Ursache die Zusammenkunft geschehen, ließ er durch zwei Knappen den frommen Pater derb durchbläuen und dann außerhalb der Burg werfen. Die Sprache hatte er auf immer verloren. Petrina mußte ins Bette gebracht werden, bekannte Alles und starb noch an demselben Tage. —

So streng die Ahnfrau ihr Richteramt auch zuweilen ausführte, eben so gütig, wohlthätig und freundlich war sie wieder gegen andere, wenn sie auf dem Pfade der Tugend und der Rechtlichkeit wandelten. Besonders aber zeigte sie sich jederzeit schützend und schirmend gegen die Burgbesitzer und dessen Familie. Aber unter allen Burgfrauen soll sie der Magdalena von Schaffgotsch, geb. v. Zedlitz, am gewogendsten gewesen sein, die sich auch so an ihr geisterartiges Erscheinen gewöhnt hatte, daß es ihr höchst unlieb war, wenn sich die Ahnfrau einmal eine Zeitlang nicht sehen ließ. Vorzüglich bewachte diese die Burgfrau mit der größten Sorgfalt, wenn sie im Wochenbette lag. Zu solcher Zeit ging sie fast den ganzen Tag vor ihrem Zimmer auf und ab und des Nachts saß sie an ihrem Bette, damit derselben nichts Unangenehmes begegnen konnte. Ja, wenn das Kind unruhig war, hob sie es aus der Wiege, gab es der Mutter an die Brust und wenn diese es gestillt, nahm sie es ihr wieder ab und legte es zur Ruhe.

Der Magdalena ihr Gemahl, Johann von Schaffgotsch, feierte seinen 80sten Geburtstag durch ein glänzendes Fest, bei welchem auch für alle Knappen und Dienstleute, seine sowohl als die der geladenen Gäste, im untern Hofe der Burg, da es oben an Platz fehlte, ein Trinkgelage angestellt war und da der Herr des Festes es auch hier an nichts hatte fehlen lassen, so herrschte hier unten, so gut wie oben bei den Herrschaften, die froheste Laune.

Schon war die Mitternachtsstunde ziemlich herangenaht, als der Knappe Wulf, von geistigen Getränken aufgemuntert, der Ahnfrau erwähnte und sich über dieselbe auf manchertei Art lustig machte. Die Beisitzenden ermahnten ihn, davon abzustehen, und erinnerten ihn an mehrere Vorfälle, wo die Spötter der Ahnfrau gezüchtiget worden waren. Wulf aber, von seinem Rausch hingerissen, ließ sich nicht abschrecken, nahm den Becher, trank auf das Wohl derselben und rief zugleich überlaut, ihm Gesellschaft zu leisten.

Die sämmtlich Anwesenden protestirten auf das Feierlichste gegen diese Einladung, verlangten von Wulf ein anständigeres Betragen und seinen Spott gegen bie Ahnfrau zu unterlassen.

Nun wohl! — sagte Wulf — wenn ihr die Ahnfrau nicht in eurer Gesellschaft haben wollt, so lade ich sie zum Gevattermahl bei mir ein und dabei muß sie mir erscheinen. Nicht wahr! — schrie er — du wirst mir die Ehre deiner Gegenwart erweisen? morgen Abend um die zehnte Stunde erwarte ich dich an meinem Tische — antworte doch, ob du dich einfinden wirst?

Da vernahm man ein unterirdisches Donnern, ein hellblauer Blitz erleuchtete den ganzen Burghof, löschte plötzlich alle Lampen aus, die Ahnfrau stand zürnend vor der Tafel und sprach mit dumpfer hohler Stimme: ich werde kommen! Eben so schnell als sie erschienen, war sie auch wieder verschwunden und die Lampen brannten wieder, als wenn nichts vorgefallen wäre. Aber alle Anwesenden befiel Furcht und Schrecken. Sie schalten den Knappen einen Verwegenen und gingen dann, um sich keinem weitern Unfall auszusetzen, alle auseinander.

Am folgenden Abend gab Wulf, wie er gesagt, das Gevattermahl, wozu er mehrere von seinen Verwandten und Freunden eingeladen hatte und da er gestern etwas stark berauscht gewesen, so hatte er seine Verwegenheit gegen die Ahnfrau gänzlich vergessen. — Es herrschte Heiterkeit und Frohsinn beim nächtlichen Mahle, als mit dem zehnten Glockenschlage sich ein schreckliches Gepolter vor der Stubenthüre hören ließ. Einige von den Anwesenden, die dem gestrigen Trinkgelage beigewohnt, errinnerten ihren Wirth an seine Einladung; gewiß, sagten sie, kündigt das Gepolter uns ihre unwillkommene Ankunft an.

Obgleich Wulf von seiner Einladung nichts mehr wußte, so befiel ihn doch eine sehr beängstigende Furcht und sah mit banger Erwartung, was erfolgen würde. Alsbald rollte mehrmals der Donner, das gewöhnlich glänzende hellblaue Licht erleuchtete die Stube und — die weiße Ahnfrau stand da.

Sie gab durch Zeichen zu erkennen, daß Wulf, seiner Einladung gemäß, ihr als Gast einen Sitz bei Tische anweisen möchte. Die Gäste überlief Furcht und Grausen und sie wollten sich entfernen, allein sie gebot ihnen zu bleiben. — Allen war bekannt, daß Gehorchen das Beste sei und so blieben sie, wiewohl ungern, auf ihren Plätzen. Die Ahnfrau ermunterte sie durch Zeichen, sich nicht stören zu lassen. Endlich ergriff sie den vor ihr stehenden Becher und trank, deutlich zu erkennen gebend, auf das Wohl der Wöchnerin, des Säuglings und der Gäste, den Wirth aber ladete sie zur Erwiederung seiner Einladung auf den siebenten Tag zu sich ein und gab ihm zu verstehen, daß sie ihn auch selbst abholen würde, worauf sie sich unter Blitz und Donner, so wie sie erschienen war, auch wieder entfernte.

(Fortsetzung folgt.)

Beobachtungen.

Chinesische Kunde.

(Bruchstück.)

Seit die Engländer mit ihrer holländischen Eroberungssucht in das himmlische Reich gedrungen, erfahren wir chinesische Geschichten, die uns bisher spanisch vorgekommen.

Es geschehen in dieser unglaublich gottlosen Zeit doch noch Wunder! Ist es nicht ein Wunder, daß noch Niemand Mysterien von China angekündigt hat? Durch diese müßte doch so manches Geheime zur öffentlichen Kunde gebracht werden, während viele andere Geheimnisse nur darum diesen Namen verdienen, weil die Leser ein Geheimniß daraus machen, sie gelesen zu haben, da sie sich dessen schämen.

Doch wieder zurück nach China!

China ist nicht so weit zurück, die Chinesen sind nicht so dumm, als man bisher geglaubt hat.

Sollten doch die Chinesen schon längst das Pulver erfunden haben, bevor es den Deutschen auf die Nase sprang.

Tragen doch die Chinesen den Zopf mitten auf dem Kopfe, während er den Deutschen hinten hängt.

Die Chinesen schaffen ihren Töchtern von der Geburt an wahre Miniaturfüßchen, damit sie nicht durch Frauen unglücklich werden, die auf großem Fuße leben wollen.

Man hat die Chinesen bis jetzt nur deshalb für dumm gehalten, weil man aus ihnen nicht klug werden konnte. Welch falscher Schluß! Wenn dieser weiter angewendet werden sollte, wie schlecht würden dabei viele, viele große Herren fahren!

Die Chinesen haben den Vorzug, daß sie aus ihrem Vaterlande nicht herauskommen. Mir ist manches andere Volk bekannt, das sich im Gegentheil gar nicht in sein Baterland finden kann.

Die Chinesen haben in ihrer Sprache so viel Zeichen als Worte, die europäischen Sprachen haben dagegen viel Worte, die Zeichen für gar nichts finden.

In einem stehen uns die Chinesen weit nach. Sie haben Blätter, die man erst trocknen, auf die man sodann Wasser aufgießen muß, um Thee zu bekommen. Da sind unsere Blätter viel weiter; die kommen gleich als fertiger Thee zur Welt, zugleich trocken und mit Wasser übergossen.

Der Zweifel hat in China noch keinen Eingang gefunden. Die dicke Mauer, welche das ganze himmlische Reich umschließt, läßt ihn nicht durch. Die Chinesen sind die rechtgläubigsten Götzendiener, die es giebt.

Die Chinesinnen sind bereits verblüht, wenn eine Europäerin erst zu blühen anfängt. Doch diese lassen es sich jetzt auch nicht mehr nehmen, schon mit 13 bis 14 Jahren altklug zu sein. Wenn sich dann das Alter umdreht, und sie 31 oder 41 zählen, werden sie erst jungdumm, machen solche Albernheiten und Kindereien, als wennn sie, wie Chinesinnen, noch gar nicht die Kinderschuhe ausgezogen hätten.

Wenn ein Götzenbild sich einmal die Nachtmütze waschen läßt, illuminiren die heidnischen Chinesen mit bunten Laternen.

Ein großes Freudenfest ist für sie der Tanz, an welchem einst das Gesetz proclamirt wurde, wie viel Stockfische ein Chinese bekommen dürfe. An diesem Feste wird mit den allerbuntesten Laternen illuminirt.

Da braucht man sich in China nicht zu wundern, wenn Einem das Illuminiren bisweilen bunt vorkommt.

Da die Chinesen keine Mäntel tragen, so hängen sie statt dieser die Glokken nach dem Winde. Ein Klingelspiel ist keine gar so unangenehme Musik, und jedenfalls der Spielklingel vorzuziehen, die zum grünen Tische ruft, wo das Spiel Klingendes, wie durch den Wind, verschwinden läßt.

Ein chinesischer Weiser hat eine Norm ausgesprochen, welche alle andern Staatsgrundsätze überflüßig macht:

Gebt dem Volke die rechten Mittel, so wird es die rechte Mitte halten!

Der chinesische Kaiser ist dem Volke ein Gott; es glaubt an ihn, ohne ihn zu sehen; hat bisweilen sogar die Ueberzeugung von seiner Existenz, wenn es Steuern bezahlen muß. Der Kaiser ist wieder ganz in der Gewalt der Pfaffen. Er darf an sich selbst nicht glauben, nur an die Göttlichkeit, welche ihm die Priester zudiktiren.

Daher ist das chinesische Volk sprichwörtlich dumm geblieben; denn wo der Glaube ein Tyrann ist, da hat das Wissen keine Macht.

Im Gaukeln sind die Chinesen die größten Meister. Ein Wink eines Priesters und das ganze Volk stellt sich auf den Kopf und verliert den Blick nach der Erde, weil es in dieser Stellung die Augen fortwährend nach dem Himmel gerichtet haben muß.

Herrliches China! im ganzen weiten Reiche giebt es nicht einen einzigen geheimen Polizeispion.

China hat noch keine politische Poesie, aus dem sehr einfachen Grunde, weil es weder Politik noch Poesie überhaupt besitzt.

Politische Poesie würde nur dann in China emporwuchern, wenn es dort poetische Politik gäbe.

Was versteht man unter poetischer Politik?

Lucus a non lucendo, — eine Politik, woraus sich Niemand einen Vers machen kann.

Ein Bauer von seinem Sohne befragt, was denn Verse seien, half sich durch die Erklärung: das seien Zeilen, die in der Mitte stehen bleiben und nicht zu Rande kämen.

Nach dieser bäurischen Definition wäre eine poetische Politik diejenige, die in der Mitte stehen bleibt und nicht zu Rande kommt.

In den chinesischen Schulen herrscht noch der Stock. Das Wissen wird eingebläut!

In China kommt demnach Einer der etwas gelernt hat, noch mit einem blauen Auge davon.

Wer sich in China hochverrätherisch vergeht, wird strangulirt.

Ich müßte den Kopf verloren haben, wenn ich mir hier an den Hals kommen ließe!

Die Chinesen sind geschickte Jongleurs, sie werfen mit Messern, Gabeln und Dolchen so um sich, daß diese ihnen nicht ankommen können, wie sehr sie ihnen scheinbar auch mit ihren Spitzen nahen.

Die Satyriker sollten bei den Chinesischen Jongleurs Unterricht nehmen, da sich bei denen umgekehrt die Schärfen und Spitzen, mit denen sie um sich werfen, meist gegen sich selbst kehren und in ihr eigenes Fleisch einschneiden.

Die Chinesen balanciren vortrefflich. Sie halten das Leichteste, Schwankendste auf der Nasenspitze, mit solcher Sicherheit, daß es nie das Gleichgewicht verliert.

Nach diesem muß es in der That Wunder nehmen, daß man noch keinen Chinesen bei philosophischen Systemen angestellt hat.

Die Chinesen trauern weiß.

Das verdient bei uns Nachahmung. Denn wie mancher leidtragende Erbe ist eben nur durch den Betrauerten aus der Dinte herausgekommen.

Hochmuth kommt vor den Fall! das hat sich auch bei China bewährt. Obgleich es sich längst von Innen das himmlische Reich nannte, wird es doch, jetzt erst von Außen her englisch beherrscht. Die frommen Engländer, sie machen sich kein Gewissen daraus, den Chinesen mit Opium die Köpfe zu versetzen, als ob es nicht schon geborne Mohnköpfe wären.

Die Engländer, die wie alle Orthodoxen, jeder That ein Mäntelchen umzuhängen wissen, beruhigen sich über die Einführung des Opiums, indem sie das Wort trennen und mit verdrehten Augen zum Himmel aufjauchzen: Opium anglicum!

Für meine schönen Leserinnen übersetze ich es: O englisch fromm! Umgekehrt ist die englische Frömmigkeit nichts als Opium für das Volk.

Wenn ich daran denke, so ist mir nicht anders, als wäre es Schlafenszeit und eine lange Nacht, im eigentlichen Sinne und im Sinne der Juden die in der langen Nacht Nichts thun, als hungern und beten, stände uns bevor.

Opium haben wir ja eben bei der Hand.

Also: Gute Nacht!

Lasker (im Freimüthigen).

Der prosaische Herr und der poetische Diener.

Herr Pfifferling, dessen Eltern und Großeltern schon Kaufleute waren, ist ganz im kaufmännischen Sinne erzogen, ja, man kann sagen, er ist ein geborner Kaufmann. Alles, was nicht in sein Gebiet gehört, ist ihm völlig fremd geblieben, er zeigte auch niemals die geringste Neigung, sich irgend eine schöne Wissenschaft anzueignen, obwohl er bei dem Vermögen seiner Eltern die beste Gelegenheit dazu gehabt hätte. So ist er denn aufgewachsen, verheirathete sich und wurde Herr eines Geschäfts. Mit der Zunahme seiner Jahre hat sich auch sein kaufmännischer Geist erweitert, wogegen aber auch seine Abneigung gegen höhere und edlere Lebenserscheinungen in eben demselben Grade zugenommen hat. Die Poesie namentlich ist ihm ein Greuel, ihr Klang beleidigt seine Ohren und ein Dichter gilt in seinen Augen nicht viel mehr, als ein schlecht erzogener Mensch, der sich durch unnütze Träumereien ins Unglück stürze. Daß sich indessen die Ausübung der Dichtkunst mit dem Betriebe kaufmännischer Geschäfte vereinbaren lasse, war ihm bisher ein Ding der Unmöglichkeit. Seit einiger Zeit befindet sich nun ein Commis in seinem Geschäfte, der sich die Stunden seiner Muße mit poetischen Versuchen verschönert. Obwohl er diese Neigung gegen seinen prosaischen Prinzipal anfänglich streng verheimlichte, so konnte es doch nicht unterbleiben, daß bisweilen hier und dort ein Gedicht seines Dieners zum Vorschein kam, was unsern Herrn Pfifferling denn mit wahrem Schauder erfüllte. Zu wiederholten Malen hat er bereits gegen den Unglückseligen, wie er den dichtenden Diener nennt, sein tiefes Bedauern geäußert und ihm den väterlichen Rath ertheilt, sein Laster fortan abzulegen. Vor einiger Zeit guckte unser Herr einmal in das Schreibpult seines Dieners, um etwas zu suchen und was erblickt er? — Ein, der Rose gewidmetes Lobgedicht. Paff! wirft er das Pult zu und raisonnirt: „Es ist doch was Verfluchtes, da liegen wieder Verse, Alfanzereien auf eine Rose, zu einer Zeit, wo wir acht Grad Kälte haben! — der Mensch sollte sich lieber einen Quartierzettel ins Tollhaus schreiben!"

Ein andres Mal greift Herr Pfifferling nach einer Tüte, um etwas abgewogene Waare hineinzulegen. Da begegnen seine Augen flüchtigen Bleistiftzügen, er besieht sie genau und wieder ist's ein Verschen, und zwar zum Geburtstage einer Freundin, das mit den Worten beginnt:

Der Winter raubt das Leben
Den Feldern der Natur,
Doch Du, Du blüh'st so eben,
Wie die erweckte Flur.

„'S ist abscheulich!" ruft Herr Pfifferling, „nicht einen Zettel, nicht eine Tüte findet man, worauf nicht Leben und geben und Natur und Flur und Rosen und Kosen und anderes quatsches, dummes Zeug von dem unglücklichen Dichter drauf gemalt ist!" Sogleich zerriß er die Tüte in kleine Stücke und trat diese mit Füßen.

Kurz, unser Herr würde den Diener, seiner poetischen Richtung wegen, auf der Stelle entlassen, wenn er in ihm nicht auch zu gleicher Zeit einen tüchtigen Kaufmann erblickte. Nächstens soll nun dem Herrn Pfifferling ein Gedicht auf Atlasband zu seinem Geburtstage überreicht werden, worin sich der Diener bemühen wird, seinen Herrn und dessen Groll gegen die edle Kunst der Poesie in humoristischen Knittelversen zu besingen. Wir sind neugierig auf die Wirkung eines so kühnen Unternehmens.

So Etwas kann Jedem passiren.

Ein Pariser, der den Muth hat, vor zehn Uhr in weißen Beinkleidern durch die Straßen zu gehen, muß aufs Schlimmste gefaßt sein.

Zum Belege diene folgende Thatsache.

Vor Kurzem hatte der Kommandant der Pariser Nationalgarde noch zwei Kreuze der Ehrenlegion zu vergeben. Dazu fanden sich zwei Bewerber: ein Offizier und ein Unteroffizier. Beide rechneten auf die Protection des Commandanten, und Beide begaben sich, ohne sich gegenseitig den Grund zu sagen, auf einem und demselben Wege, zu einer und derselben Zeit in die Wohnung ihres Protectors.

Dort angelangt, hatten beide Concurrenten ein und dasselbe Unglück vom Hausknecht des Nachbarhauses dergestalt besprützt werden, daß die Reinheit ihrer Beinkleider vernichtet war.

— Mit diesen beschmutzten Hosen kann ich unmöglich vor dem Commandanten erscheinen, sagte der Offizier, nahm ein Cabriolet und fuhr nach Hause.

Am andern Morgen kam er wieder.

— Sie kommen zu spät, mein Lieber, sagte der Commandant, das Kreuz ist bereits vergeben.

— An wen?

— An ihren Unteroffizier. Ich gab es ihm, weil ich glaubte, daß Ihnen nichts daran gelegen sei, da Sie sich gestern nicht gemeldet hatten.

Der Offizier erzählte sein Pech.

— Ei, ei, sagte der Commandant, da war Ihr Unteroffizier doch weit klüger. Um keinen Tag zu verlieren, begab er sich zu einem Trödler, erhandelte ein Paar neue Beinkleider, meldete sich bei mir und erhielt das, was er begehrte.

So kann uns ein Hausknecht und ein beschmutztes Beinkleid oft um einen Orden bringen.

Ein Wort zu seiner Zeit!

Wie mancher Kranke und Leidende durchseufzt schlaflos die Nacht, und wie gestärkt und erkräftigt fühlt er sich, wenn ihm, begünstigt durch Ruhe und Stille, einige Augenblicke erquickenden Schlafs geschenkt sind. Das alte Jahr ist entflohen, denkt und fast unwillkührlich erschrickt er, wenn er des Lärms der Neujahrsnacht sich erinnert, bei dem jede Hoffnung auf Ruhe zu Grunde geht. Da erhebt sich aus den jungen Kehlen unbeaufsichtigter Lehrlinge und Gassenbuben wie aus den rauhen Gurgeln trunkener Männer ein zügelloses Geschrei, das dem Ohre eher ein Feuerruf als ein Glückwunsch ertönt. Jeder Gebildete, der im freundschaftlichen Kreise mit heiterm Scherze und mit Glückzurufungen der Liebe, die letzten köstlichen Feierabendstunden des scheidenden Jahres, so wie die ersten des neugeschenkten, eben so würdig als ein Anderer in stillen und ernsten Betrachtungen zu feiern vermeint, wird dennoch diesen heillosen Gassenspektakel, dieses aller Religiosität spottende sinnlose Hinübertollen und Toben aus dem alten in das neue Jahr, nicht mit dem natürlichen Hange zur Lust entschuldigen wollen.

Sollten jene hochgeachteten Männer, die dem letzten Tumult auf der Antonienstraße durch zweckmäßiges Zusammenwirken so bald Einhalt zu thun verstanden, sich nicht auch berufen fühlen, dieser, die Hebung und Sittenverbesserung der niedern Klasse, um welche man durch viele löbliche Vereine jetzt so sehr bemüht ist, wahrhaftig nicht fördernden Unsitte, Grenzen zu setzen? Gewiß

würde ihnen der Dank aller Leidenden und Kranken und ihrer theilnehmenden Lieben, aller Aerzte, so wie aller die öffentliche Ruhe und Sicherheit respektirenden Einwohner, reichlich zum Lohne werden.

Ein Neujahrs-Toast.

Gesprochen in einer fröhlichen Gesellschaft.

Es ist Gebrauch so in der Welt,
Daß manche Stund' man heilig hält;
Es steht ja jede Lebensstunde,
Mit Trübsal und mit Lust im Bunde
Und jede trägt in's Menschenherz,
Dort hohe Lust, dort tiefen Schmerz.

Es denkt der Mensch nur gern zurück
An froh verlebter Stunden Glück;
Die andern werden bald vergessen,
Ob sie auch Thränen zugemessen. —
Ein Freudeblick im Auge deckt
Die Leiden all', die sie geweckt.

Doch wenn die eine Stunde nah't,
Zu scheiden uns vom Lebenspfad,
Da pocht das Herz, die Pulse beben,
Und bange Seufzer sich erheben;
Der blasse Engel — grau verhüllt,
Zeigt uns der Zukunft Schleierbild.

Des Jahres Scheidestunde tönt,
Und wird von heil'ger Weih' gekrönt,
Es will das Herz in edlem Streben,
Jetzt noch vergessen, noch vergeben;
Es hofft, wenn seine Stunde tönt,
Vergeltung, es mit hier versöhnt.

Die letzte Stunde ist vollbracht,
Das Neujahr hoffnungsvoll erwacht.
Ihm weihen wir den ersten To'st
Und rufen all' gemüthlich „Pros't!"
Bring' uns auf deinen dunkeln Wegen,
Des Himmels besten, reichsten Seegen.

K — e.

Lokales.

Es dürfte an der Zeit sein, auf einen Uebelstand aufmerksam zu machen, der sich gegenwärtig in alle besuchteren Etablissements eingeschlichen, besonders aber in der „Schweizerei" hinter dem Freiburger Bahnhofe fühlbar gemacht hat. An Sonn- und Festtagen, wo ein größerer Besuch zu gewärtigen steht, erblickt man oft ganze Tische, an denen ein einziger Mensch sitzt, der für nachkommende Gesellschaften Platz hält, und auf alle leere Stühle Beschlag gelegt hat, so daß es ankommenden Familien, trotz einer Unzahl leerer Stühle schwer, und oft unmöglich wird, Platz zu finden, und sich dieselben wieder entfernen müssen, obgleich sie Eintrittsgeld bezahlt haben, weil der Cassirer, die Anzahl der bereits eingegangenen Personen berechnend, nicht wissen kann, daß durch die Willkührlichkeit Einzelner bereits alle Plätze vergeben sind. Der Wirth will keinen seiner Gäste beleidigen, und befindet sich in der übelsten Lage von der Welt, weil er zwischen zwei Feuer geräth. Da nun ein öffentliches Lokal zunächst für diejenigen existirt, welche da sind, nicht aber für die, welche stundenlang vorher ihre Sendboten ausschicken, um, wenn sie auch spät kommen, noch gemächliche Plätze zu finden, während andere zusammengekommene Gesellschaften wieder fortgehen müssen, so kommt es nur darauf an, daß das Publikum einmal die Delikatesse gegen solche — undelikate Platzbewahrer aus den Augen setzt, und sich ohne Weiteres der angelehnten und für Spätlinge aufbewahrten Stühle bedient; wenn dies einigemal geschieht, werden die unberufenen Platzpächter bald einsehen lernen, daß nicht sie, sondern alle eintretenden Gäste, in einem öffentlichen Hause das Recht auf Unterkommen haben, sobald der Raum des Lokals sonst zureicht.

G. R.

Mechanische Ausstellung.

Seit kurzer Zeit ist im goldenen Löwen auf der Schweidnitzer Straße von einem Herrn Seill eine mechanische Ausstellung eröffnet worden, die wir der Aufmerksamkeit des Publikums empfehlen. Hr. Seill, ein Steinauer von Geburt und seines Gewerbes ein Tuchmacher, hat, ohne ursprünglich mechanische Kenntnisse zu besitzen, ein mechanisches Kunstwerk angefertigt, das aus 2 Abtheilungen bestehend, Bethlehem, Jerusalem, die Geburt Christi und andere kirchliche Gegenstände, dann aber den Mansfelder Bergbau darstellt, und durch die große Mannigfaltigkeit seiner 300 beweglichen Figuren jeden Beschauer befriedigt, da es für Kinder und Erwachsene von vielem Interesse ist. Zudem ist der Eintrittspreis so billig gestellt, daß unserm kunstfertigen Landsmanne ein recht zahlreicher Besuch nicht fehlen kann, wenn sein Werk erst in Breslau so bekannt sein wird, als dasselbe es verdient.

G. R.

Todesfälle.

St. Dorothea. Den 18. Dezember.: d. Sattlermeister A. Keller S. — Den 22.: d. Land-Sammler bei den Elisabethiner Jungfrauen J. Kolley S. — Den 26.: d. Sackträger P. Murche S. — d. Hausbälter F. Schnabel T. — 1 unehl S. — Den 27.: d. Schauspieler am Breslauer Theater J. Schwarzbach T. —

U. L. Frauen. Den 1. Januar: d. Schuhmacher J. Soffner S. —

St. Adalbert. Den 25. Dezember: d. Tischlergef. F. Gorsky T. — Den 26.: 1 unehl. S. — Den 27.: d. Schneidermeister Rose S. — Den 29.: 1 unehl. T. — Den 30.: d. Lohnkutscher Brumma S —

St. Matthias. Den 26. Dezember: d. Töpfergef. J. Schulz T. — d. Bürger und Kaufmann J. Doms T. —

St. Corpus Christi. Den 15. Dez. d. Tagarb. J. Barwinski in Huben S. — Den 16.: d. Tagarb. F. Stephan in Neudorf S. — Den 19.: d. Wagenschieber bei der Freiburger Eisenbahn A. Schällmann S. — Den 22.: d. Tagarb. C. Schlolaut in Neudorf S. — d. Unteroffizier im I. Kürassier-Reg. J. Funke S. — Den 26.: d. Inwohner J. Gnieser in Kl. Mochbern S. — d. Inwohner J. Hersch in Huben T. — Den 28.: d. Trompeter im I. Kürassier-Reg. C. Wilhelm S. —

St. Mauritius. Den 22. Dezember: d. Kaufmann, Fabrikherrn und Kirchen-Vorsteher bei St. Mauritius C. Milde T. — d. Schlosser F. Zimmermann S. — Den 26.: d. Weber A. Thilsch in Treschen T. —

St. Michael. Den 20. Dezember.: d. Inwohner und Tagarb. J. Barscht in Oswitz T. — Den 21.: d. pesionirten Kanzlist und Musiker J. Friede T. — Den 22.: d. Inwohner und Tagarb. H. Spielmann in Oswitz T. — d. Tagarb. A. Schlepke T. — Den 25.: d. Schuhmacher J. Richter S. — d. Maurerlehrling C. Krause S. — d. Freigärtner C. Wurbs in Polanowitz S. — Den 30.: d. Branntweinbrenner C. Hennig S. —

Allgemeiner Anzeiger.

Insertionsgebühren für die gespaltene Zeile oder deren Raum nur Sechs Pfennige.

Theater-Repertoir.

Sonnabend den 4. Januar, zum fünften Male: **„Die Schule der Verliebten."** Lustspiel in 5 Akten von Carl Blum, frei nach der Idee des Sheridan Knowles in dem Lustspiele: The love chase.

Vermischte Anzeigen.

Mentzels Wintergarten,
Sonntag den 5. Januar,
großes Concert.
Anfang 3 Uhr.

Einladung zum Wurst-Essen,
auf Sonntag nach Brigittenthal zu
Gebauer.

Die Sammlung von singenden Kolibri's aus Amsterdam, im blauen Hirsch, bleibt noch einige Zeit ausgestellt. Eine Vorstellung ist Abends präcise 6 Uhr und die andere um 8 Uhr. Entree 5 Sgr.

Hübner & Sohn
haben ihr Waarenlager nun nicht mehr Ring Nr. 40, sondern Ring Nr. 35, dicht an der grünen Röhre, im 1. Stock; hier findet der Ausverkauf der feinen Galanterie- und lackirten Waaren zu bedeutend herabgesetzten Preisen statt.

Ordentliche Köchinnen
können sich baldigst melden bei
W. Reiche, Blücherplatz Nr. 8,
im Versorgungs-Lokal.

Geräucherte Heeringe
sind in bekannter ausgezeichnet schöner Qualität, das Stück für 6 Pfennige, und
marinirte Heeringe,
mit Zwiebeln und Citronen eingelegt, das Stück für 1 Sgr. zu haben bei
B. Liebich,
Hummerei Nr. 49.

Schweine-Borsten
werden gekauft und die höchsten Preise dafür gezahlt **Neue Weltgasse Nr. 31.**

Wohnungs-Vermiethungen.

Eine freundliche Alkove,
für einen oder zwei Herren, ist Neuegasse Nr. 5, Ohlauerstraßen-Ecke, zu vermiethen und bald zu beziehen.

Eine Gräupner- oder Bäudler-Nahrung wird bald oder künftige Ostern zu pachten gesucht
Weißgerbergasse Nr. 19.

Ein möblirtes Stübchen ist im ersten Stock vorn heraus, Neuschestraße Nr. 19 zu vermiethen und bald zu beziehen.

Eine gute Schlafstelle
für Herren ist sofort zu beziehen
Messergasse in dem neu gebauten Hause **Nr. 18** und **19,**
zu ebner Erde hinten heraus.

Schlafstellen
sind zu haben, Nikolaithor, Fischergasse Nr. 11, im Kreuz, im Hofe, bei **Krünitz.**

Ein Stubenplatz
ist zu vermiethen und bald zu beziehen. Neue Junkernstraße Nr. 24, in der Arche Noah.

Maschinendruck und Papier von Heinrich Richter, Albrechtsstraße Nr. 6.